

## **Auszug aus dem Roman „Unterstadt“ von Ivana Šojat-Kučić**

(S. 335) Mutter Viktorija konnte seit Oktober 1944 nicht mehr in ihrem Haus leben. Sie konnte einfach nicht. Klara bemerkte eines Tages, dass die Mutter den Verstand verloren hatte, Dinge sagte, die sie nicht sagen sollte, nicht genug aß und zu viel selbstgebrauten Likör trank. Schnaps hatte ihre Mutter nämlich nie getrunken. Sie wurde nicht müde zu betonen, dass sie gegen Schnaps allergisch sei. Deshalb kam der alte, inzwischen humpelnde und völlig kahl gewordene Grabner jeden Morgen und vor Einbruch der Dunkelheit auf einen Sprung in die Sarajevo-Straße Nr. 21. Damit niemand etwa auf die Idee käme, hereinzuspazieren und die Möbel oder das Geschirr oder die Bilder zu stehlen, damit bloß niemand ein Huhn oder sonstiges Geflügel aus dem leeren Haus entführen und in den eigenen Kochtopf stecken könnte. Eier gab es keine mehr. Die Hennen hatten vor lauter Panik wegen der Bombardierungen noch im Sommer aufgehört, Eier zu legen. Deshalb konnte man sie auch nur noch gleich in den Kochtopf stecken.

In der Stadt erzählte man sich, die Bomben der Alliierten hätten die Landebahn des Flughafens auf dem Grünen Feld durchpflügt, besser als jeder Pflug es vermocht hätte, und dass dort nur noch Vögel abheben und landen könnten. Deshalb wagte es Peter eines Tages, dorthin zu gehen. Grau, finster und verängstigt kehrte er zurück.

„Was ist los?“, fragte Klara mit Marija im Arm.

„Ein Feld, meine liebste Klara, dort ist nur noch ein Feld! Die Erde wird uns verschlingen, der Schlamm“, sagte er, als wüsste er das ganz genau. Später würde Klara diese Worte

Jozefina zuflüstern. Vor allem kurz vor dem Tod, als niemand, nicht einmal Jozefina, mehr wusste, wovon er sprach.

Auf die Bombardierungen durch die Alliierten folgten bald die Russen, die Bulgaren und die Partisanen, die sich über Batina und Baranja bis zum linken Ufer der Drava durchgeschlagen hatten und gnadenlos auf Menschen und Häuser schossen.

Den Menschen gefror vor Angst das Blut in den Adern. Man erzählte sich nämlich, dass russisches und bulgarisches Blut die Donau bei Batina rot gefärbt habe. Eine kleine Ustascha-Kompanie habe tagelang getötet, als hätte es sich bei den Menschen um Vieh im Schlachthaus gehandelt. Man sagte, dass Leichen auf der Donau schwömmen. Die Gerüchte blähten sich immer weiter auf, bis es irgendwann hieß, alle Menschen am anderen Ufer der Drava seien Bulgaren.

Eines Tages wurden also aus den Russen, den einheimischen Partisanen und den Bulgaren schlicht - Bulgaren. Wütende, zornige Menschen, die beschlossen hatten, ausgerechnet in Osijek Rache für ihre Toten zu üben, für alle ihre Toten, für das Blut, das die Donau „gefärbt“ hatte.

(S. 337) Niemand ist jedoch so verrückt, zuzulassen, dass man ihn endlos angreift und erniedrigt, und so errichteten die Bewohner von Osijek direkt vor der Nase aller dieser Bulgaren einen hohen Zaun, ein Holzgatter, das sich entlang der Drava von der Unterstadt bis zum Stadtviertel Retfala erstreckte.

„Sollen sie doch so viel schießen wie sie wollen!“, rief Frau Kolenz in Klaras Salon siegessicher vor Klara, Viktorija, Frau Kopitsch und Jozefina aus. Sie, Frau Kolenz, hatte nämlich nicht länger an sich halten können und war auf einen

Sprung zum famosen Zaun gegangen, bevor sie ihrer Freundin, die in das Haus ihrer Tochter gezogen war, einen Besuch abstattete. Frau Kolenz wollte noch etwas Vulgäres sagen, etwas, das mit dem Hintern und mit Lecken zu tun hatte, konnte sich aber gerade noch rechtzeitig auf ihre gute Kinderstube besinnen. Sie beließ es dabei, ihren Triumph offen zur Schau zu stellen. Dieser Holzzaun, der eigentlich ganz irrelevant war, bewirkte, dass die Frauen aus zwei Generationen, die zusammengekommen waren, um trotz allem gemeinsam Tee zu trinken und einander Alltag vorzuspielen, vor Freude rot im Gesicht waren und leuchtende Blicke hatten. Als würde der hölzerne Wall bedeuten, dass die Stadt sich vom Rest der Welt und vom Krieg abgespalten hätte. Als käme nun alles wieder in Ordnung. Tadellos.

Dabei wäre es geblieben, wäre da nicht der verrückte Edo gewesen, der Ende November wohl einen Kurzschluss im Kopf erlitt. Edo kletterte nämlich über den Zaun, schrie die Partisanen an und provozierte die frierenden „Bulgaren“, die sich in Baumkronen und im hohen Gras am anderen Ufer verschanzt hatten. Die Leute erzählten später, Edo habe sogar seine Hose ausgezogen, sei herumgelaufen und habe auf seinen behaarten Hintern geschlagen. Allerdings verstand niemand, wie irgendwer Edos Hintern hätte sehen können, denn Edo war ja auf dieser Seite der Mauer geblieben. Niemand, der klar bei Verstand war, hätte es gewagt, seinem Beispiel zu folgen.

„Ich ficke eure rote bulgarische Mutter“, schrie er, außer Rand und Band wie ein Kind. Alle konnten ihn hören, denn der verrückte Edo hatte eine starke Stimme. Er schrie noch andere Dinge, und an seiner Stimme konnte man hören, dass er dabei herumhüpfte. Vermutlich fuchtelte er auch mit den Armen, rief

die „Bulgaren“ herbei und provozierte sie. Das ging eine ganze Weile so, überraschend lang. Die Roten verstanden ihn wohl nicht gleich, oder sie schliefen vielleicht. Wer konnte das schon wissen. Aber irgendwann schossen sie von allen Seiten auf ihn. Alle schossen auf Edo, als wären sie noch verrückter als er. Er landete im Wasser wie ein großer feuchter Putzfelzen, klatschte auf die Oberfläche der eisigen, grauen Drava, die Hochwasser führte.

„Mein Gott!“, rief Frau Kolenz am nächsten Tag bei Klara aus und griff sich an den Kopf. „Mein Mann hat den Verstand verloren! Stellt euch vor, von allen Leuten muss ausgerechnet er bei diesem teuflischen Zaun ins Wasser springen, um den verrückten Edo zu retten! Er hätte sterben können, um ein Haar hätte es ihn Kopf und Kragen gekostet. Man kann nie wissen bei den Bulgaren, sie sind ein verrücktes Volk!“

Herr Kolenz war nämlich wie ein guter Samariter ins Wasser gesprungen, das zu dieser Jahreszeit so kalt war, dass kein normaler Mensch auch nur einen Finger hineingesteckt hätte. Ihm war allerdings nicht klar gewesen, dass er mit seinem selbstlosen, gutgemeinten Sprung ins kalte Wasser den Zaun niederreißen würde, der die Stadt vor der Außenwelt beschützen sollte.

„Jetzt ist es aus“, stotterte Klara, nachdem Frau Kolenz ihrer Verwunderung über die Verrücktheit ihres Ehemanns ausgiebig Ausdruck verliehen hatte. Warum sie so etwas sagte, wusste sie nicht. Sie schlang nur noch ein wenig fester die Arme um Marija, die auf ihrem Schoß saß, und ließ den Blick über die anderen Kinder schweifen, die auf dem Boden des Salons spielten.

Das Weihnachtsfest glich in jenem Jahr eher einem Begräbnis, obwohl viel mehr Menschen als je zuvor der Einladung gefolgt waren. 1944 suchten alle nach Trost, nach etwas, woran sie sich alle gemeinsam festhalten konnten. Am Tisch im Salon des Hauses in der Sarajevo-Straße Nr. 17 saßen neben Klara, Peter, den Kindern und Mutter Viktorija noch Jozefina mit der kleinen Terezija - Alojz arbeitete auch zu Weihnachten fleißig an der Reparatur der Eisenbahnschienen, die von Banditen aus reinster Willkür in die Luft gesprengt worden waren - und der alte Grabner, der Viktorija wie ein verliebter Schuljunge die ganze Zeit mit geröteten Wangen anstarrte.

„Alles wird gut!“, riefen sie statt eines Trinkspruchs und stießen an, wobei sie „chin-chin“ sagten und einander in die Augen sahen. Sie wollten sich wohl gegenseitig davon überzeugen, dass im nächsten Jahr, gleich nach dem Heiligen Silvester, alles viel, viel besser sein würde.

Dabei ging gerade im Jahr 1945 dann alles ganz und gar den Bach runter. In Osijek gab es keine Schulen mehr; alle Schulen waren zu Krankenhäusern oder Kasernen umfunktioniert worden. Die Stadt war voller Flüchtlinge aus den Dörfern, wo jeder, der wollte, ungehindert herumwütete. Sämtliche militärischen Verbände raubten, vergewaltigten und mordeten. Ohne Ordnung und ohne Angst vor Strafe. In Osijek aber war die Angst zu Hause.

„Lauf nicht vor mir davon!“, schrie Klara eines Nachts auf und fasste Peter, der aus dem Schlaf hochschreckte, an der Hand. „Lauf nicht weg!“ Klaras Gesicht war ganz nass. Peter konnte es fühlen, als er noch ganz verschlafen versuchte, sie

nach ihrem furchterregenden Schrei im Dunkeln zu küssen. Ihm war klar, dass sie im Schlaf geweint hatte.

Als Klara allmählich wach geworden war, wenn auch mit Kopfschmerzen, setzte sie sich im Bett auf, machte die Lampe auf dem Nachtkästchen an und musterte Peter, der die Augen zusammenkniff, um die plötzliche Helligkeit abzuwehren.

„Ich habe geträumt, dass du durch Wasser watest, es war schmutziges, braunes Wasser, es reichte dir bis zur Taille. Ich habe nach dir gerufen, ich habe immer wieder geschrien: ‚Peter, komm zurück, ich bitte dich!‘, aber du hast dich nicht einmal umgedreht, als hättest du mich gar nicht mehr hören können ... Furchtbar!“ Klara seufzte. „Dieses schmutzige Wasser, das bedeutet Krankheit, Tod. Furchtbar!“, wiederholte sie wie eine Wahnsinnige, so als wäre sie davon überzeugt, dass sie das Böse, durch das Peter in ihrem Traum gewatet war, vertreiben könnte, wenn sie nur oft genug ihrem Entsetzen Ausdruck verlieh.

Sie machten das Licht aus. Peter schlief wieder ein, Klara konnte es an seinem Atem hören. Sie tat jedoch kein Auge mehr zu, obwohl es erst halb fünf in der Frühe und draußen noch stockdunkel war. Der Januarwind heulte und schlug gegen die Fenster. Klara stand auf, setzte sich in der Küche neben den Herd und blieb dort eine Zeitlang sitzen, nährte mit Holzscheiten das Feuer und hörte dem Wind zu.

„Wo mag jetzt wohl meine Greta sein, meine liebe Schwester?“, dachte sie und schaute zum Küchenfenster, das auf den Hof hinaus ging. Im dunklen Fenster starrte sie ihr eigenes verrutschtes Gesicht an. „Wie ein Gespenst“, sagte sie laut und dachte dabei an sich selbst, an die Spiegelung einer

Frau mit einem zerzausten Zopf, im weißen Spitzennachthemd und im weißen Schlafrock aus Plüsch.

Weiß Greta, was wir durchmachen? Dieser Gedanke ging ihr kurz durch den Kopf, aber sie stand bloß auf und schlich zu den Kinderzimmern. Eine Zeitlang betrachtete sie von der Tür aus die Gesichter ihrer schlafenden Kinder. Wie ein Gespenst. Dann machte sie sich einen Lindenblütentee. Sie steckte ihre Nase in die Tasse und lächelte. In ihrem Kopf, direkt hinter der Stirn, verspürte sie die Funken des Sommers. Für eine kurze Zeit war alles andere ausgelöscht. Sie fühlte sich besser.

Der Februar bahnte sich seinen Weg zwischen den Häusern wie eine gehörlose, weiße Frau. Nur der Februar war weiß, alles andere war ausnahmslos grau und eintönig und stimmlos. In der Stadt schien es keine Katzen mehr zu geben. Eines Tages schlug Jozefina mit vor Verblüffung weit aufgerissenen Augen die Hände zusammen und verkündete: „Man sagt, sie werden gegessen, wie Hasen.“ Sie hielt inne, schaute sich um und ließ den Blick über die Gesichter der Frauen schweifen, die nun fast schon bei Klara wohnten. Allen voran sie selbst. Weil Alojz immer abwesend war, weil seine Bestrebungen, die Eisenbahnschienen zusammenzuflickern, beinahe ebenso sinnlos waren wie die Arbeit des Sisyphos.

„Wer wird gegessen?“, fragte voller Bestürzung Viktorija, die sonst gar nicht mehr da zu sein schien, so vertieft war sie in ihr endloses Häkeln von Kinderschühchen.

„Die Katzen, angeblich werden Katzen gegessen“, rief Jozefina, und alle Frauen schüttelten sich vor Entsetzen, als hätten Frost oder eiskalte Hände ihre Brust berührt. „Die armen Leute tun es, aber auch die Metzger. Angeblich machen

sie Jagd auf die Katzen, ziehen ihnen das Fell ab und verkaufen sie als Hasen. Nicht jeder hat ja Hühner wie wir. Oder Kühe. Manche Menschen haben Hunger. Ziemlich viele sogar“, fügte sie hinzu und nickte bedeutsam.

In der Stadt wurde weiterhin aus allen möglichen Waffen geschossen, wenn auch nur mehr sporadisch. Hinterhältig und unerwartet richteten die Bulgaren ab und zu den Panzer auf die Stadt, zielten, brachten ein Haus zum Einsturz und töteten dabei einige Menschen.

„Die wissen ja nicht einmal, dass sie Mörder sind!“, kommentierte eines Tages Frau Kolenz wütend, als sie die Zeitung las. „Sie wissen nicht einmal, dass jedes Panzergeschoss einen Menschen tötet oder zum Krüppel macht! Gesindel!“

„Oh doch, sie wissen es sehr wohl! Ich denke, sie wissen es!“, winkte Frau Slavica Kopitsch über ihrer heißen Teetasse ab. „Sonst würden sie ja nicht schießen. Sie hätten es längst satt! Sogar der Teufel hätte es schon satt, aber die Roten sind zäh!“

„Ha!“, lachte Klara laut und gekünstelt auf und hob ihre Teetasse aus Porzellan in die Höhe, als höbe sie ein Champagnerglas und stieß auf ein Neues Jahr an, auf etwas Helles und Schönes. „Sie schießen, und wir trinken derweil unseren Tee mit Honig! In diesem Salon! Wenn es wahr ist, dass Tee vor jeder Krankheit schützt, werden wir für immer kerngesund bleiben! Nicht wahr, Mutter?“ Sie schaute zu Viktorija, die auf der anderen Seite des Tisches unermüdlich den wohl zweihundertsten Kinderschuh häkelte.

Viktorija saß gebeugt da und achtete nicht auf Klara. Eigentlich achtete sie auf niemanden. Ihre Welt war bereits

auf etwas wesentlich Kleineres als sie selbst zusammengeschrumpft, auf etwas Verborgenes, etwas, das tief unter der gewaltigen Haarpracht steckte, die von Haarnadeln und kleinen elfenbeinfarbenen Kämmen zusammengehalten wurde.

Im März beschloss Frau Kolenz, sie alle ins Theater auszuführen. Aus Starrköpfigkeit. „Dem gesunden Menschenverstand zum Trotz!“, sagte sie voller Stolz. Frau Kopitsch und Mutter Viktorija blieben zu Hause und passten inzwischen auf die Kinderschar auf. Es war der 22. März, und Klara fiel auf der Straße auf, dass sie die Ankunft des Frühlings noch gar nicht bemerkt hatte. Sie musste fast lächeln, als sie den Garten „Psunjska bašća“ betrat, nach oben schaute und zahlreiche Knospen erblickte, die wie Weihnachtsschmuck überall in den Ästen hingen. Fast hätte sie gelächelt, viel fehlte nicht mehr dazu. Vor allem, als ihr Blick auf die Laube fiel, vor der Peter um ihre Hand angehalten hatte. Aber dann begriff sie ganz plötzlich und sehr vage, dass die Stadt nicht mehr dieselbe war, dass etwas darin sich verschoben hatte. So als hätte irgendjemand die Stadt für kurze Zeit an sich genommen oder gestohlen und sie anschließend verändert zurückgegeben. Klara erstarrte. Sie fühlte sich, als würde sie nackt auf einer großen ungeschützten Stelle stehen, wo der Wind von allen Seiten blies, und als wären alle anderen aus der Stadt geflohen. Sie schaute zu Jozefina, die dem Frühling zulächelte, den Bäumen, auf denen sich der Frühling schon breitgemacht hatte. Jozefina war blass, sie hatte die Sonne monatelang nicht gesehen. Klara blieb stehen, krepelte den Ärmel ihres Mantels hoch und studierte ihren linken Unterarm. Die untergehende Frühlingssonne fiel in einem spitzen Winkel über das

Theaterdach auf ihre weiße Haut. Sie verspürte den Drang, sich umzudrehen und zurück zu ihren Kindern zu laufen. Doch sie wusste nicht warum. Also ging sie wortlos ins Theater mit. Sie sah zu, wie der Wahnsinn sich des Körpers von Leoncavallos Bajazzo bemächtigte, sodass der Bajazzo nicht mehr in der Lage war, das Schauspiel von der Realität zu unterscheiden und schließlich, dem Wahnsinn zur Gänze verfallen, Unschuldige tötete. Am zweiten Frühlingstag. Klara war kalt.

„Das hätten wir uns nicht unbedingt anzuschauen brauchen“, seufzte sie auf dem Heimweg. Dann fügte sie mit zitternder Stimme hinzu: „Mich fröstelt.“

„Ach was?! Hast du etwa auch den Verstand verloren, meine liebe Klara!?“ , sagte Frau Kolenz und warf ihr einen geradezu vorwurfsvollen Blick zu. „Manche Dinge sind einfach nichts als eben Dinge, ohne irgendeine Bedeutung. Das war nur eine Theatervorstellung, sonst nichts! Zerbrich dir nicht den Kopf wegen solchem Blödsinn!“

Frau Kolenz sagte dies in einer Stadt, die in der Dunkelheit furchterregend aussah, in der neue, angeblich temporäre Gefängnisse für Menschen entstanden, die es nicht länger aushalten konnten, in einer Stadt, in der ebendiese verzweifelten Menschen auf dem Hauptplatz an den Pranger gestellt wurden. Wie im Mittelalter - so als hätte jemand nachlässig oder hinterhältig die Eichentür zur Unterwelt aufgemacht, sodass Häresien und gegen den Menschen gerichtete Flüche plötzlich herauskriechen und sich auf der Erde ausbreiten konnten.

(S. 342) „Es ist eben Krieg!“, pflegte Peter achselzuckend zu sagen. Er dachte wohl, er könne sie auf diese Weise trösten,

sie davon überzeugen, dass alles in bester Ordnung sei, dass alles ganz genau so sein müsse, wie es war. Er wusste nicht, dass es gerade diese aufgesetzte Gleichgültigkeit war, die Klara zur Weißglut trieb. Wenn sie sich vorstellte, dass ihre wahnsinnige Schwester womöglich an den Pranger gestellt worden war, so wie in den Zeitungen beschrieben, dann fröstelte es sie am ganzen Körper. Es war ein Gefühl, als hätte man sie mit Schaufeln verprügelt. Sie erzählte niemandem etwas davon, nicht einmal Peter, der nachts nicht mehr schlief. Stattdessen schauspielerte sie und tat so, als würde sie nichts merken, als wüsste sie nicht, dass ihr Ehemann jede Nacht leise aufstand, in den Hof ging und dort eine Zigarette nach der anderen rauchte, und dass er erst kurz vor Morgengrauen ins Bett zurückkehrte, wo seine vom Tabak bräunlich verfärbten Finger Spuren der Fäulnis hinterließen.

Doch mit der Zeit war schließlich auch dieser Dämmerzustand, dieser Zustand vorgetäuschter Gleichgültigkeit, zu etwas Alltäglichem geworden, über das gar nicht mehr gesprochen wurde. Alles war nun ganz normal und gewöhnlich, nur die Kinder waren etwas nervöser als sonst. Marija weinte häufiger als früher, und Elza machte nachts wieder ins Bett.

„Die Kinder spüren alles!“, wollte sie Peter zurufen. Sie wollte außer sich geraten, sich endlich vor ihm entblößen, sämtliche lauen Masken herunterreißen. Sie wollte zu ihm sagen: „Die Kinder sind wie kleine Tiere, sie haben eine Vorahnung!“ Aber tief in ihrem Inneren spürte sie, nein, wusste sie, dass auch er es wusste, dass auch er deshalb Angst hatte, also schwieg sie weiter. Sie beschloss zuzulassen, dass die monströse, aufgesetzte Alltäglichkeit weiter anhielt, so lange, wie sie eben anhalten würde. So lange, bis jemand

anders, jemand, der nicht Peter war und nicht sie selbst, auftauchen würde, um dieser Alltäglichkeit abrupt ein Ende zu bereiten, mit einem klaren Schnitt, wie mit einer Schere.

Hartnäckig ging Peter weiterhin jeden Tag zur Arbeit. Er nahm seine ganz offensichtlich leere, hauchdünne Aktentasche in die Hand und machte sich auf den Weg in die Oberstadt.

„Manche Tätigkeiten sterben im Krieg aus“, ließ er sich eines Tages säuerlich vernehmen, als er in der Tür stand, seine Aktentasche unter den Arm geklemmt. „Es gibt kein Gesetz und kein Recht mehr, aber wir müssen trotzdem durchhalten. Meine liebe Klara, die Menschen dürfen nicht aufgeben.“

Obwohl sie ihn damals nicht zum letzten Mal sah und obwohl es erst Mitte März war, brannte sich gerade dieser von der Wohnzimmertür eingerahmte Peter in Klaras Gedächtnis ein, dieser Peter, der ihr damals, genau in jenem Augenblick, zehn Jahre älter erschien. Seine Augen waren müde, grau und geschwollen. Sein Gesicht war gelb, finster, geradezu gegerbt. Später würde sie sich auch an den Geruch ihrer eigenen Hände erinnern. Sie rochen nach den letzten Karotten, die sie aus der Erdmiete gezogen hatte, es waren bereits vertrocknete, welche, fast schon braune Karotten gewesen, die sie mit einem kleinen Messer abgeschabt und in einen Topf geworfen hatte. Für die Suppe. Niemals würde sie vergessen, dass sie an jenem Tag eine Suppe zubereitet hatte. Nicht für sich, sondern für die Kinder. Sie selbst hatte keinen Appetit mehr, keine Lust.

(S. 344) Die Erinnerung ist eine seltsame, unzuverlässige Angelegenheit: Zuweilen erinnern wir uns bis an unser Lebensende an vertrocknete Karotten, während wir die Stimme und das Gesicht eines Verstorbenen nur wenige Jahre nach seinem Tod vergessen haben. Ebenso seltsam ist die wohl

angeborene Unfähigkeit des Menschen, sich das Augenscheinliche, das Unweigerliche einzugestehen. Am 13. April war nämlich alles endgültig vorbei, die Russen hatten die Weltherrschaft übernommen und das Dritte Reich zerschmettert, und damit auch das kleine Kroatien, das wie ein Blinddarm an diesem Reich hing. Die Menschen flüchteten auf jede erdenkliche Weise aus Sarvaš nach Osijek: mit dem Auto, zu Fuß, mit ihren Kühen, Hühnern und Enten, sogar mit ihren Schweinen. Die meisten Bewohner von Osijek taten so, als sei das alles ganz normal und alltäglich. Nur einige wenige waren endlich bereit, sich einzugestehen, dass es aus war, dass sie bald vom Krieg „befreit“ sein würden, ob sie es nun wollten oder nicht. Als die Leute sahen, dass sich auch die deutschen und die kroatischen Soldaten aus der Stadt zurückzogen und nach Džakovo aufbrachen, kehrten Leere, Mutlosigkeit und Stille ein.

Am nächsten Tag läuteten exakt um fünf Uhr früh die Kirchenglocken.

„W-was ist das?!“, stammelte Klara, die sich mit einem lauten Schrei ruckartig im Bett aufgesetzt hatte. Dann beruhigte sie sich und lauschte. Sie hatte das Gefühl, unter der Kuppel einer großen Kirche zu sitzen, während sich der metallische Klang einer riesigen Glocke über sie ergoss. Wie durch einen Nebel machte sie in der Dunkelheit Peter aus, der vor dem Fenster des Schlafzimmers stand, ins Nichts starrte und rauchte. Sie setzte gerade an, ihm eine Predigt über das Rauchen im Schlafzimmer zu halten, ihm zu erklären, dass die Bettwäsche nach Rauch stinken würde, da atmete er tief ein und stieß dann hervor:

„Es ist aus!“ Hätte sie ihn nicht mit ihren eigenen Augen gesehen, hätte sie niemals geglaubt, dass dies seine Stimme sein könnte. Sie hätte sie schlicht nicht erkannt. Es war grauenerregend. Plötzlich ertönte Kindergeschrei. Elza, die kleine Elza, weinte in der schwindenden Dunkelheit kurz vor dem Morgenrauen.

Niemals, wirklich niemals würde sie begreifen, warum sie, als sie aus dem Zimmer lief, um nach Elza zu sehen, Peter bat, Josefina und Terezija zu holen, die nun ganz gewiss allein waren und ganz gewiss Angst hatten. Niemals würde sie begreifen, warum sie das tat, warum sie ihn nicht zumindest rasch küsste oder umarmte, bevor er halb angezogen in die noch ziemlich dunkle Nacht hinaus lief, den Partisanen in die Arme, die (laut den Partisanenfilmen, die später kamen) in der Strossmayerstraße wohl Kampflieder sangen, während sie in die Stadt einmarschierten.

Nachdem das Glockengeläut verklungen war, ergossen sich Schussgeräusche über die Stadt: einzelnes Knallen und kurze Gewehrsalven. Wie eine Maus versteckte sich Klara hinter den dicken, zugezogenen Samtvorhängen in ihrem Haus und lauschte der Stadt, die nun ganz anders klang. Wenn sie daran gedacht hätte, dass jeder Schuss ein Leben weniger bedeutete, hätte sie zweifellos den Verstand verloren. Und wäre ihr damals schon der Gedanke gekommen, dass eine der kurzen Gewehrsalven auch ihren Peter niedergestreckt hatte, wäre sie ganz gewiss auf die Straße gelaufen und ... Sie wusste selbst nicht, was sie dann getan hätte. Vermutlich hätte sie geschrien. Im Traum sah sie immer wieder, wie sie auf die Straße hinaus lief und schrie und wie alle Welt ihr zuhörte. Alle Welt, das war ein riesiges Lebewesen, das normalerweise ihr, Klara, keinerlei

Beachtung schenkte, das ihr jetzt aber aufmerksam zuhörte. Es schwieg und hörte zu.

Als die Lastwagen kamen, die die ganze Nacht durch die Straßen kurvten und all jene einsammelten, von denen es laut den papageienartig vorgebrachten Beschuldigungen der Partisanen hieß, sie hätten mit den Besatzern kollaboriert, befand sich Klara mit Viktorija und den Kindern im freiwilligen Hausarrest. Obwohl ihr niemand erklären konnte, auf welche Weise denn ihre Kinder mit den Besatzern hätten kollaborieren können - ihr selbst und der Mutter Viktorija hätte man immerhin Adolf vorhalten können -, kamen die Partisanen am 18. April, um sie zu holen. Alle der Reihe nach, als wären sie Vieh. Die Mädchen weinten, aber Antun war wie eingefroren. Sein ganzes Gesicht war eine eingefrorene Maske des Staunens, als könnte er keinen einzigen Muskel seines weißen, verschlafenen Gesichts bewegen. Es war dunkel. Mutter Viktorija sagte kein einziges Wort, sie stellte keine Fragen. Als wäre sie nicht ganz bei sich, als wäre sie nicht dort vor Ort, sondern hätte einen Spaziergang gemacht und wäre an einen anderen Ort gegangen, noch lange vor den Lastwagen, zu einer Zeit, als Adolfs Postkarten plötzlich nicht mehr gekommen waren.

Nur Klara sagte immer wieder „Warum? Warum?“, als wäre sie halb stumm oder verrückt geworden, sie drehte ständig den Kopf, suchte mit den Blicken die Gesichter der Partisanen, die sie in die Lastwagen hieften, als wären sie Ferkel, die man zum Schlachthof führte. Klara war überzeugt, man würde sie freilassen, wenn bloß irgendjemand sie und ihre Kinder ganz genau anschauen würde, ja, dann würde sich alles ändern, alles wäre anders.

„Wir schicken euch zurück zu eurem Hitler, Schwabenbande!“, brüllte schließlich ein Partisan, der seine Soldatenkappe, die „Titovka“, nachlässig in die Schulterklappe der grauen Uniform gesteckt hatte. Klara erstarrte. Und auf einmal begriff sie alles, die Erkenntnis schlug mit voller Wucht in ihren Kopf ein: Genau so hat man auch Rebeka, meine Beka, und ihre Familie weggebracht. Irgendwohin. Auch sie hat nicht gewusst, wohin und warum man sie wegbrachte. Auch sie hatte keine Schuld. Klara erstarrte. Wer hat zugelassen, dass Unrecht die Welt regiert?, fragte sie sich und blieb einen Augenblick lang vor dem Lastwagen stehen, genau vor dem herumbrüllenden Partisanen, der offensichtlich eine deutsche Uniform mit abgerissenen Abzeichen trug. Eigentlich ist alles gleich!, dachte sie und war geradezu erleichtert.

„Schwabenbande! Schert euch davon!“, presste der Partisan hervor und stieß sie mit Gewalt auf den Lastwagen. Klara schlug mit dem Kopf gegen den Rand der Ladefläche. Die Mädchen, die schon drinnen waren, weinten noch lauter. Wegen der Mama, wegen des Mannes, der sie erniedrigte und herumstieß und der so etwas doch nicht tun durfte.

Noch bevor der Lastwagen um die Ecke gebogen war, liefen schon die Nachbarn aus den umliegenden Häusern zusammen und stürmten in Klaras Haus. Wie Ameisen, die kopflos vor der Flut oder einer anderen Katastrophe flüchteten, trugen diese Leute, die Klara einst freundlich begrüßt hatte und die sich an sonnigen Tagen nach ihrem Wohlbefinden erkundigt hatten, nun Möbel, Geschirr und Bettwäsche aus dem Haus. Sie hatten keine Scheu, offensichtlich war ihnen alles egal. Vermutlich waren sie der Meinung, dass im Krieg ohnehin alles erlaubt sei, dass es keine Diebe gebe, dass der Krieg eine Rechtfertigung für

alles liefere. Klara musste sich fast übergeben, während sie ihnen zusah, diesen Leuten, deren Namen sie kannte und die ganz genau wussten, wer sie war. Sie konnte es nicht begreifen. So wie sie die Eltern des kleinen Eugen nicht begreifen konnte, die ihr eigenes Nest auf fremdem Unglück, auf Rebekas Unglück, gebaut hatten. „Es gibt solche und solche“, pflegte Klara später zu sagen. Später, Jahrzehnte später, als alles sich gelegt hatte, aber jetzt, in diesem Augenblick, konnte sie es nicht begreifen oder gar rechtfertigen.

Es war schon Morgen, als sie in Valpovo ankamen. Das Lager war bereits voll von verlausten Kindern und Menschen, die ihren Stolz verloren hatten. Es folgten Monate des Hungers, des Drecks und der Ruhr. Wie ein Alptraum, aus dem man nicht erwachen kann. Man schreit immer wieder auf und wälzt sich im Bett herum, während man versucht, sich aus dem Schwitzkasten des Alptraums, der einen wie Treibsand festhält, zu befreien. Ein riesiger, schwarzer, kollektiver Alptraum, der bekannte Menschen in Fremde verwandelte.

Anfang Juni starb als erste Jozefinas Tochter Terezija. In fiebrigem Schüttelfrost, blass und verschwitzt, seufzte sie einmal tief auf und war weg. Jozefina saß mit Terezija im Schoß wie eine Holzskulptur da. Nur mit Mühe ließ sie sich ihre Rezika aus den Armen reißen. Ihre Arme wollten einfach nicht loslassen. Klara schluchzte laut bei diesem Anblick. Jozefina dagegen wurde ganz still und verwandelte sich in einen taubstummen Schatten, der sich kaum mehr bewegte, so als wäre sie selbst zusammen mit dem in Lumpen gehüllten Kind gestorben und in einem namenlosen Grab beerdigt worden.

Elza starb etwa fünfzehn Tage später. Klara spürte ganz deutlich, wie irgendetwas Eisiges sich in ihre Brust bohrte und ihr halbes Herz verschlang. Mindestens die Hälfte. Sie war hohl, seelenlos.

„Mutter, ich habe keine Seele, ich habe nichts mehr“, brüllte sie Viktorija wie verrückt ins Gesicht und riss sich die Kleider vom Leib. Viktorija weinte.

„Ich weiß, meine Tochter, ich weiß, wie das ist“, flüsterte Viktorija und nickte dazu. Jozefina winselte in ihrer Ecke mit Klara mit. Es war damals, in diesen Tränen, in diesem unnatürlichen Kindstod, dass die beiden unzertrennlich wurden, als klebten sie aneinander. Für immer verbunden durch ein Geheimnis: durch das Rätsel, wie man den Tod von Menschen überwinden kann, die einen hätten überleben sollen.

Greta tauchte im Juli auf, zu Beginn des Monats, als Klara sich bereits an den Gestank von feuchtem Stroh und Exkrementen gewöhnt hatte, der aus den Schlafbaracken und Jauchegruben aufstieg. Gewöhnt hatte sie sich auch an den Geruch des unglaublich feinkörnigen Staubs, den der heiße Sommerwind zuweilen unerwartet in die Luft hob und den Menschen in die Augen streute, als würde er sich über die auf diese Weise geblendeten Menschen lustig machen.

Wortlos kam Greta auf sie zu, stellte sich vor sie hin und schaute ihr in die himmelgroßen, weit aufgerissenen Augen. Dort sah sie große Trauer und einen Funken.

„Greta!“ Greta seufzte bloß, streckte ihre Arme aus und sank zu ihr herab. Wie von einer Welle wurde Klara plötzlich von der Erkenntnis überflutet, dass es nicht ihre Schwester war, was sie da im Arm hielt. Es war ein Sack voller Knochen. Greta war zart, ausgemergelt, ganz still. Sie schwieg nur und

atmete in Klaras Ohr. Deshalb erschien es Klara inmitten dieser verwirrenden Welle, dass Greta nicht mehr in dem Körper wohnte, der früher einmal ihrer gewesen war. Dieser Gedanke erschien ihr dumm, und dennoch konnte sie ihn nicht von sich schieben.

„Es ist aus“, sagte sie, überrascht von ihrer Stimme, die nur noch ein Flüstern war. Wie Peter am Fenster im April, am 14. April im Morgengrauen, so klang sie. Sie wusste nicht, warum sie das gesagt hatte, es war einfach über sie gekommen, wie etwas, das man tun muss, einfach nur muss.

„Was ist los mit dir, meine liebe Schwester?“, fragte Greta, schob sie von sich weg wie eine Stoffpuppe und schaute ihr ins Gesicht. Ihr Atem roch nach Waldbeeren, jedenfalls nach etwas Saftigem und Rotem.

„Nichts!“ Klara schüttelte den Kopf. Sie wusste tatsächlich nicht, was über sie gekommen war.

Greta ging weinend fort. Ihre Knie waren schmutzig, Stroh und Dreck klebten an der viel zu großen Männerhose, in der sie wirkte wie ein Kind, das die Kleider der Mutter angezogen hat. Viktorija hatte sie keines Blickes gewürdigt. Sie hatte auf den Boden gestarrt, auf das feuchte Stroh. Greta hatte sie auf den Knien angefleht, so wie ein Kind, das die Erstkommunion empfängt, vor dem Allerheiligsten kniet. Ihr Gesicht war ganz nass gewesen, wie von einem sommerlichen Platzregen. Tränen und Rotz flossen ungehindert darüber. Sie gab sich keine Mühe, das Gesicht abzuwischen. Klara versuchte noch, die Mutter milde zu stimmen.

„Mutter“, sagte sie leise. „Ich bitte Sie!“

Doch als sich nach einiger Zeit Schaulustige an der Tür der Schlafbaracke versammelt hatten, war Greta schließlich aufgestanden. Wie eine Betrunkene schwankte sie davon, hinaus ans staubgelbe Licht. Erst jetzt hob Mutter Viktorija den Kopf. Sie schaute jedoch nicht zur Tür. Stattdessen streifte sie Klara mit dem Blick und presste mit einer Stimme, die nicht ihre war, hervor:

„Meine Tochter ist vor zwei Jahren gestorben...“

Drei Tage später wurden Viktorija, Klara, Antun, Marija, Jozefina und ihre Mutter Agneza freigelassen. Aber wieder war es wie ein grausamer Scherz: Man ließ sie zwar „nach Hause“ gehen, aber sie konnten doch nicht mehr dorthin zurückkehren. Frau Jozefina landete im Schweinestall ihres eigenen Hauses. Mutter Viktorija konnte ihr Haus nicht einmal betreten, die neuen Bewohner warfen ihr lediglich das abgegriffene Gebetsbuch aus dem Fenster zu, das sie vor einundvierzig Jahren bei der Erstkommunion von ihren Eltern bekommen hatte, zusammen mit einigen Fotografien. Sonst nichts, gar nichts. Man jagte sie davon wie einen Hund, und so kam auch sie in die Sarajevo-Straße Nr. 17, in das Haus, das einen etwas gnädigeren neuen Besitzer bekommen hatte, der Klara und ihren Kindern Elzas früheres Zimmer überließ. Es fühlte sich an, als machte er sich über sie lustig, als wüsste er, dass Klara im Zimmer ihres Kindes, das sie verloren hatte, niemals ruhig sitzen oder gar schlafen könnte. Der neue Besitzer, Politkommissar Marko, zeigte ihnen ordnungsgemäß und unbarmherzig, wo ihr Platz war.

„Ich bin der Chef! Hier bin ich der Chef! Ich, Marko!“, rief er betrunken aus, während er sich mit den Fäusten auf die

Brust schlug oder Klara umarmte und begrapschte, Klara, die in solchen Momenten leichenblass war.

„Das ist die Hölle!“, sagte Klara immer wieder zu sich selbst. Sie sagte es ganz leise, damit niemand sonst sie hören konnte, aber doch laut genug, um ihre eigene Stimme zu hören, um sich selbst ihrer eigenen Worte zu vergewissern. „Schlimmer kann es nicht mehr kommen!“, sagte sie und spendete sich so Trost, um besser einschlafen zu können in dem Haus, das ihr nicht länger gehörte.

*Aus dem Kroatischen von Mascha Dabić*